BIBLIOTEKA MUZEUM W KOSZALINIE Nr. inw.

Unsere Heimat

Beilage zur Köslinner Zeitung

Nr. 21 Sonnabend, den 29. Herbstmond 1928. Nr. 21

Kleine Beiträge zur pommerschen Volkskunde

Von Professor O. Knoop-Stargard.

Diesen Schwank habe ich auch in mein nicht im Buchhandel erschienenes Büchelchen „Schwank und Streich aus Pommern", Posen 1894, übernommen. Er wird ähnlich auch von den Zanowern erzählt, s. Schwank und Streich, S. 10, doch ist der Schluß abweichend. Der Stein versinkt mit dem Bürgermeister, der ihn in der angegebenen Weise lenken will, im Mühlenteich. Als die Zanower nun ihren Bürgermeister mit dem Stein nicht fanden, glaubten sie, er sei ihnen mit dem Stein durchgegangen, und ließen deshalb bekannt machen: Wenn jemand einen Menschen mit einem Mühlstein um den Hals finde, so solle er ihn anhalten, denn es sei der durchgegangene Bürgermeister von Zanow. Diese Fassung hat K. Rosenow in seine Zanower Schwänke übernommen. Im übrigen ist der Schwank alt. In einem Schwankgedicht von Hans Sachs aus dem Jahre 1558 (K. Pannier, Hans Sachs' ausgewählte poetische Werke I, S. 190) wird erzählt, wie die Fünfinger Bauern einmal in den Wald gehen, um Eicheln für ihre Schweine von den Bäumen zu schlagen. Der Bauer Liendel Topf steigt auf eine Eiche, fällt aber herab und verfängt sich dabei so in den dichten Zweigen des Baumes, daß ihm der Kopf abgerissen wird. Verwundert fragen sich nun die andern, wo wohl der Kopf geblieben sein möge.

Heinz Tölz sprach: „Ich ging mit ihm her,
Weiß aber nicht genau, ob er
Den Kopf am Leibe noch getragen.
Wir wollen seine Frau befragen,
Dieselbe wird es wissen wohl."
Als sie die fragten, dumm und toll,
Zur Antwort ihnen diese gab:
„Am Samstag ich ihn gewaschen hab',
Da hatte seinen Kopf er noch;
Hernach, da weiß ich nicht jedoch,
Ob er ihn noch am Sonntag hätt',
Wiewohl ich mit ihm hab gered't."

Das alte Balenbuch, das zuerst im Jahre 1598 erschienen ist, hat die Geschichte vom Mühlstein zweimal, und zwar stimmt das Stück 35 mit dem Zanower Schwank überein und ist als seine Quelle zu betrachten. Stück 36 erzählt zuerst, wie die Schildbürger einen Nußbaum tränken wollen. Ein Bauer ist auf den Baum gestiegen, um den Schnabel — das ist der unterste dicke Ast — des durch einen Strick niedergezogenen Baumes ganz ins Wasser zu tauchen. Aber der Strick reißt, der Baum schnellt zurück, und ein starker Ast reißt dem Bauern den Kopf ab, der ins Wasser fällt, so daß die Bauern ihn nicht sehen. An die Stelle von Heinz Tölz tritt hier der Schulteiß, der zuletzt den Rat gibt, die Frau zu fragen, ob ihr Mann heute früh, als er aufgestanden und hinausgegangen sei, den Kopf noch gehabt habe. Die Frau sagte, sie wisse es nicht; aber das sei ihr noch wohl bewußt, als sie verschienenen Samstags ihn gewaschen, da hab' er den Kopf noch gehabt und viel Unflats hinter den Ohren; seither habe sie nie so gute Achtung darauf gegeben. „Dort an jener Wand", sagte sie, „hängt sein alter Hut, wenn der Kopf nicht darinnen stecket, so wird er ihn ja mit sich hinausgenommen oder aber anderswo hingelegt haben, das ich nicht wissen mag." Also sahen sie unter den Hut an der Wand, aber da war nichts. Und kann noch heute und diesen Tages im ganzen Flecken niemand sagen, wie es doch dem Schildbürger mit dem Kopf ergangen sei, ob er ihn habe daheim gelassen oder mit sich hinausgetragen.

Zu dem Nußbaum, der trinken will, vergleiche man Gedde und Knoop, Rummelsburger Sagen Nr. 101. Statt des Nußbaumes wird hier eine Weide genannt.

Zu der Erzählung vom stellvertretenden Hängen s. mein Posener Sagenbuch 1893, S. 221 und 355 f. Bei A. Wesselski, Das lachende Buch Nr. 110, wird sie auch aus Spanien mitgeteilt (1574).

25. Die beiden Buckligen.

In einem Dorfe wohnte vor langen Jahren ein Bauer, der war ziemlich reich und hatte eine sehr hübsche Tochter. In demselben Dorfe lebten auch zwei junge Männer, die beide Johann hießen, von den Leuten aber immer der gute und der schlechte Joh genannt wurden. Beide hatten sich in die hübsche Bauerntochter verliebt, aber weil sie einen Buckel hatten, wollte das Mädchen sie nicht. Die beiden jungen Männer waren, da ihnen die Landarbeit zu schwer war, Geigenspieler geworden, zogen in der Gegend umher und spielten bei Hochzeiten und andern Festlichkeiten zum Tanz auf. Damit verdienten sie viel Geld, und der gute Joh hatte sich schon ein hübsches Sümmchen erspart. Deshalb hätte ihm der Bauer auch ganz gern seine Tochter zur Frau gegeben; die aber sagte: „Wenn er seinen Buckel verliert, will ich seine Frau werden."

Einmal ging der gute Joh mit seiner Geige von einer Hochzeit nach Hause. Es war mitten in der Nacht. Da kamen ihm zwei schöne Damen entgegen, die eine in einem gelben, die andre in einem violetten Seidengewand. Als er zu ihnen herangekommen war, fragte ihn die eine, ob er ihnen wohl etwas vorspielen wolle? Er antwortete: „Ja." Und sie führten ihn auf einen Hügel, und da spielte er ihnen so schön, daß es wohl niemand hätte schöner machen können. Es waren aber noch mehr Frauen da. Er erkannte manche, sagte aber kein Wort, sondern spielte ruhig weiter. Als sie nun aufgehört hatten zu tanzen und zu singen, kamen die beiden ersten Damen wieder zu ihm und sagten: „Der Lohn für dein schönes Spielen soll der sein, daß du deinen Buckel verlierst." Und sie nahmen ihm den Buckel ab.

Am nächsten Tage ging er zu der Tochter des Bauern. Die war sehr verwundert darüber, daß er jetzt keinen Buckel mehr hatte, und zeigte sich gleich bereit, ihr Wort zu halten. So schön war er geworden. Während sie nun saßen und aßen und tranken, kam auch der schlechte Joh dazu und war sehr erstaunt, daß bei dem guten Joh der Buckel verschwunden war. Er fragte ihn, welches Mittel er angewandt habe, um den Buckel zu verlieren, und der gute Joh erzählte ihm alles und gab ihm auch den Weg an, den er gehen müsse. Der schlechte Joh machte sich mit seiner Geige auf und langte gegen Mitternacht bei dem Hügel an.

Zufällig waren die Hexen — denn das waren die Damen — wieder da. Aber er wartete nicht, bis sie ihm entgegenkamen, sondern ging selbst zu dem Hügel und fragte sie, ob er ihnen zum Tanz aufspielen solle. „Warum denn nicht?" antworteten sie. Als er nun spielte und die tanzenden Frauen bei sich vorüberfliegen sah, war er nicht so schlau und zurückhaltend wie der andre, sondern machte sich klug und platzte heraus: „Ich kenne dich!" Endlich hörte das Fest auf, und er freute sich schon, daß er jetzt zum Lohn auch seinen Buckel verlieren werde. Aber als die Damen zu ihm herantraten, sagte die eine: „Dein Lohn soll der sein, daß du nicht nur hinten einen Buckel hast, sondern vorn auch noch einen bekommst." Und sie setzte ihm vorn auch einen Buckel auf.

Der gute Joh verheiratete sich bald mit der Tochter des Bauern und sie lebten fromm, wie gute Menschen; der schlechte Joh aber ward über sein Unglück sehr böse, fluchte und schimpfte darüber, daß er nun zwei Buckel hatte, einen vorn und einen hinten.

Das Märchen stammt aus der Provinz Posen. Anders lautet die Erzählung bei U. Jahn, Volkssagen aus Pommern und Rügen Nr. 104. Hier sind es zwei Handwerksburschen, die bei einem Bauern übernachten. Als es so gegen 12 Uhr war, hört der eine, der ein buckliger Schneidergeselle war, ein Geräusch, und bald sieht er, wie aus allen Ecken der Stube kleine, winzige Leute herauskommen, tanzen und springen und fröhlich sind. Der Schneider hat seine herzliche Freude daran und stimmt mit leiser Stimme in den Gesang ein. Als Mitternacht vorüber war und die Unterirdischen — denn die waren es — an den Heimweg denken mußten, sprach einer von ihnen: „Was machen wir denn mit dem lustigen Gesellen, der uns so wacker hat singen helfen? Ich denke, wir nehmen ihm seinen Ast ab und stellen ihn auf den Kachelofen." Und die Unterirdischen nahmen dem Schneider seinen Buckel ab, stellten ihn auf den Ofen und verließen das Zimmer. Am Morgen war der andre nicht wenig erstaunt, als er seinen Gefährten ohne Buckel sah. Erfreut wanderten sie weiter und trafen einen Schustergesellen, dem erzählten sie die Geschichte; doch der wollts nicht glauben, beschloß aber, sich durch eignen Augenschein von der Wahrheit der Sache zu überzeugen. Auch er übernachtete bei dem Bauer, und es geschah so wie in der Nacht vorher. Auch er stimmte in den Gesang ein, aber mit verstellter Stimme und im tiefsten Baß. Als die Kleinen schieden, sagte derselbe, der vorhin auch zu dem Schneider gesprochen hatte: „Was sollen wir mit diesem groben Kerl anfangen, der uns so in unsrer Freude gestört hat? Aber da steht ja noch der Ast des Schneiders auf dem Kachelofen. Ich denke, wir nehmen den und setzen ihn dem Schuster auf den Rücken." Und ehe der Schuster es sich versah, war er zum Buckligen geworden und mußte es bleiben sein Leben lang.

Das Märchen ist in den mannigfachsten Formen allenthalben bekannt. In den Grimmschen Märchen finden wir es unter Nr. 182: Die Geschenke des kleinen Volkes. Ausführlich behandelt ist die ganze Gruppe bei Bolte und Polivka, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, Bd. III, S. 324 ff. Das Märchen taucht im 17. Jahrhundert in Italien und Irland auf und ist mehrfach dichterisch gestaltet worden. (Forts. folgt.)

Hindenburgs Beziehungen zu Pommern.

Ein Gedenkblatt zum 2. Oktober.

Von Hermann Bink.

Unser allverehrter Reichspräsident und großer Generalfeldmarschall von Hindenburg, in dessen geschlossener Persönlichkeit unser ganzes Volk eine Verkörperung seines deutschen Wesens erblickt, wie sie in gleicher geschichtlicher Kraft nur in Luther, Blücher, Goethe und Bismarck vor uns steht, wird in allen deutschen Gauen gefeiert, wie nach den großen Siegen bei Tannenberg und an den Masurischen Seen. Ganz besonders wird man seiner in solchen Gegenden gedenken, zu denen er in besonderer Beziehung steht.

Schon Hindenburgs Vorfahren standen zu Pommern in enger Beziehung. Nordöstlich von Stettin liegt eine Siedlung: Hinnenburg. Prof. Dr. Stuhl-Würzburg vertritt die Ansicht, daß dieser Name nur eine mundartliche Aussprache von Hindenburg sei. In der Mark liegen nicht weniger als drei Siedlungen des Namens Hindenburg (je eine bei Havelberg, bei Prenzlau und Templin). „Die Hindenburge sind ein Harzer Geschlecht, dessen Stammburg gleichen Namens nördlich von Quedlinburg lag und im Bauernkriege zerstört wurde", schreibt Paul von Hindenburg in dem Lebensbilde vom Feldmarschall. Urkundlich werden die Hindenburgs in der Mark bereits 1208 erwähnt. Später findet man einige Hindenburgs in Pommern, sie folgten dem Kolonisationsdrange nach Osten, dort ihre Heimstätten gründend. Ihre Nachkommen gerieten erst durch den Westfälischen Frieden, der 1648 den Dreißigjährigen Krieg beendete, unter die Landeshoheit der Hohenzollern, mancherlei enge Familienbeziehungen mit alteingesessenen Geschlechtern, so jenem der Beneckendorff, anknüpfend. Ein Oberst Christoph Friedrich von Beneckendorff wurde am 4. November 1705 aus Pommern als Kommandant der Feste Friedrichsburg bei Königsberg beordert.

Einen sehr wichtigen Abschnitt im Leben des Feldmarschalls bedeutet sein Aufenthalt in Pommern. Nach dreijährigem Studium auf der Kriegsakademie wurde Hindenburg im Jahre 1878 Hauptmann im Großen Generalstab, kam als solcher nach Stettin in die Stellung als zweiter Generalstabsoffizier zum Generalkommando des zweiten Armeekorps. Er stand unter dem Befehl des Generals Hann von Weyherrn. Welchen Eindruck die Stettiner Zeit auf den Feldmarschall hinterlassen hat, erfahren wir von ihm selbst; denn er schreibt in seinen Erinnerungen „Aus meinem Leben": „Meine Stellung beim Generalkommando belastete mich als jüngsten Generalstabsoffizier hauptsächlich mit Kleinarbeit. Anfangs wirkte das enttäuschend, dann gewann ich Liebe zur Sache, da ich ihre Notwendigkeit für die Durchführung der großen Gedanken und für das Wohl der Truppe erkannte. Nur bei den alljährlichen Generalstabsreisen konnte ich mich als Handlanger des Korpschefs mit größeren Verhältnissen beschäftigen. Auch zu der ersten vom General Graf Waldersee, Chef des Generalstabes des X. Armeekorps, geleiteten Festungsgeneralstabsreise bei Königsberg wurde ich damals kommandiert. Mein kommandierender General war der General der Kavallerie Hann von Weyherrn, ein erprobter Soldat, der in jungen Jahren in schleswig-holsteinischen Diensten gefochten und 1866 eine Kavallerie-, 1870/71 eine Infanteriedivision geführt hatte. Es war eine Freude, den alten Herrn, einen vortrefflichen Reiter, zu Pferde in der Uniform seiner Blücherhusaren zu sehen. Meine beiden Generalstabschefs, erst Oberst von Petersdorff, dann Oberstleutnant von Zingler, danke ich eine gründliche Ausbildung im praktischen Generalstabsdienst. Im Jahre 1879 hatte das II. Korps Kaisermanöver und erwarb sich die Anerkennung Seiner Majestät. Ich lernte bei dieser Gelegenheit den russischen General Skobeleff kennen, der zu der Zeit, nach dem Türkenkriege, auf der Höhe seines Ruhmes stand. Er machte den Eindruck eines rücksichtslos energischen, frischen und wohl auch ganz befähigten höheren Führers. Sein Renommieren berührte weniger angenehm. Nicht unerwähnt darf ich lassen, daß ich mich in Stettin verheiratet habe. Meine Frau ist auch ein Soldatenkind, als Tochter des Generals von Sperling, welcher 1866 beim VI. Korps und 1870/71 bei der ersten Armee Generalstabschef war und gleich nach dem französischen Kriege starb. Ich fand in meiner Frau eine liebende Gattin, die treulich und unermüdlich Freud und Leid, alle Sorge und Arbeit mit mir teilte und so mein bester Freund und Kamerad wurde."

Hindenburg lernte also in Stettin seine Frau kennen, verlobte sich hier mit ihr, und am 24. September 1879 fand in Stettin die Vermählung statt. In Stettin wurde auch dem jungen Paare das erste Kind geschenkt, das Töchterchen Irmgard, geboren am 14. November 1880. Als der Feldmarschall die Division in Karlsruhe hatte, heiratete dort am 5. Januar 1902 die älteste Tochter den Regierungsassessor von Brockhusen, den späteren Landrat in Kolberg und Besitzer von Groß-Justin bei Kammin in Pommern. Im Jahre 1881 wurde Hindenburg von Stettin aus zur ersten Division nach Königsberg versetzt.

Und als der europäische Kriegssturm 1914 auszubrechen drohte, weilte der General von Hindenburg mit seiner Gattin bei der Verkündung des Kriegszustandes im Kolberger Heim der ältesten Tochter. Er eilte von Pommern nach seinem Wohnsitz Hannover, um dann den Pfad des Ruhmes zu betreten. —

Während seiner langen militärischen Laufbahn hatte Hindenburg das deutsche Volk kennen und schätzen gelernt, und wenn er in seinen Erinnerungen davon schreibt, so trifft das nicht zuletzt auf Pommern und Pommernland zu:

„Im Verlauf meiner langjährigen Dienstzeit habe ich fast alle deutschen Stämme kennen gelernt. Ich glaube daher, beurteilen zu können, über welch einen Reichtum wertvollster Eigenarten unser Volk verfügt und wie kaum ein anderes Land der Welt in solcher Vielseitigkeit die Vorbedingungen für ein reiches geistiges und seelisches Leben in sich birgt als Deutschland. — Ich habe das sichere Vertrauen, daß es der Gedankentiefe und der Gedankenstärke der Besten unseres Vaterlandes gelingen wird, neue Ideen mit den kostbaren Schätzen der früheren Zeit zu verschmelzen und aus ihnen vereint dauernde Werte zu prägen, zum Heile unseres Vaterlandes. Das ist die felsenfeste Ueberzeugung, mit der ich die blutige Wahlstatt des Völkerkampfes verließ. Ich habe das Heldenringen gesehen und glaube nie und nimmermehr, daß es sein Todesringen gewesen ist."

Zur Orts- und Flurnamenforschung in Pommern.

Von Dr. F. E. Schulz-Köslin. (Schluß.)

Ein interessantes Wort ist die Bezeichnung Schnülling für eine Wiese auf der Flur von Neubanzin am Grenzgraben nach Altbanzin. Vielleicht ist es ein Scherzwort. Vielleicht ist es aber, nach Mitteilung von Herrn Prof. Knoop, auch wie folgt zu erklären: Hochdeutsch „schneiden" hat das Faktitivum „schnitzeln", plattd. „schniede", Faktitivum „schniddeln". Davon wird ein Substantivum Schniddling gebildet, wie Barning von barnen (brennen), Raoding bezw. Raoring von raoden (raden); durch Assimilation entsteht dann Schnilling und schließlich Schnülling. Es wäre das die Bezeichnung für einen Ort, wo viel geschnitten wurde, Strauch, Stöcke, Buschwerk, also ein mit niedrigem Buschwerk bestandener Ort. Findet sich das Wort Schnülling sonst in Pommern?

In Streitz gibt es einen Piepenbrink und in Geritz einen Piepenberg. Piepen sind „ausgehölte Stäbe (von Nußbaum, Esche, Buche), wie sie zu Spulen, Pfeifen, Röhren, auch Brunnenröhren u. a. verwendet wurden" (s. Knoop, Regenwalder Sagen, 1924 Nr. 17). Es hat an diesen Flurstellen einst vielleicht passendes Holz für solche Röhren gegeben.

Zweifelhaft scheint die Bedeutung der Flurnamen Kluß (Ortsname, ferner Klusbach und Klusbruch in Bitziker und Klusbach und Klusstücke in Kratzig) und Keller (Kellerberg in Schwemmin, Manow, Barzlin, Kellersoll und -wiese in Kasimirsburg, Kellerbach in Lüptow, Kellergrund in Güdenhagen). Klus habe ich früher nach Vorgang von Prof. Dr. Mucke-Bautzen von slaw. kluc (russ.) = Quelle, Sprudel abgeleitet. Nach Bernecker, Slaw etymol. Wörterb. I S. 659 kann Kluce (cech.) jedoch auch Gereut, Neubruch heißen. Den Namen unserer Ortschaft Klus, Kr. Köslin, erklärt die Volksetymologie als Klause, da ehedem dort ein Einsiedler seine Klause gehabt habe. Für den Ort Klus mag diese Erklärung annehmbar sein, da auf dem Gollen eine berühmte Wallfahrtskapelle stand und das Vorhandensein einer Einsiedlerklause in deren Nähe nicht unglaublich erscheint. Anders liegt die Sache aber wohl beim Klusbach und den Klusstücken usw. in Bitziker und Kratzig. Slawische Herkunft erscheint mir neuerdings hier aber ebenfalls ausgeschlossen, da sich das Wort als Flur- und Waldname auch in Mitteldeutschland und Westfalen sehr häufig findet. Ebenso zweifelhaft erscheint die Bedeutung von Keller, die in Flurnamen ebenfalls sehr häufig in Niederdeutschland vorkommt. Man erklärt es vielfach als Ort, wo früher ein Keller, ein Aufbewahrungsort gewesen ist. Nach Lage einiger der Oertlichkeiten erscheint mir diese Erklärung unmöglich. Auch die von Jellinghaus (Die westfälischen Ortsnamen nach ihrer Bedeutung, Osnabrück 1923, S. 120) angeführte Erklärung als „Bezeichnung für verwüstete Ansiedlungen" will mir nicht annehmbar erscheinen. Dagegen möchte ich an einen früheren Zusammenhang mit einem Stamm Kel, der sich noch im Altnordischen kelda = Quelle erhalten hat, denken und derartige Berge als Quellberge erklären, da sie vielfach am Wasser liegen. In Holstein heißt sogar ein großer See Kellersee. W. Kaspers, Untersuchungen zu den rheinischen -ingen-Orten in Zeitschrift für Ortsnamenforschung III, S. 85 und 102 setzt die rheinischen Bach- und Bergnamen Kellenbach, Kehlenbach, Kellenberg usw. mit ahd. chëla, md. Kele Schlucht, Hohlweg in Beziehung, was mir auch für unsere Flurnamen beachtenswert erscheint.

Zum Schluß noch die Erklärung einiger wendischer Bezeichnungen. Südlich von Wisbur liegt der Däbrosee. Däbro von slaw. Djbr, altcech. Debr, poln. dialektisch debra = Waldtal, Schlucht, Talschlucht (Bernecker, slaw. etym. Wörterb. I, S. 242). Es ist also der „Schluchtsee"; von der Höhe bei Wisbur gesehen eine sehr passende Bezeichnung.

In Mocker heißt eine Wiese Kaslunken. Herr Prof. Knoop bringt diese Bezeichnung in Zusammenhang mit dem kaschubischen Koschlinken für Korbweiden (wohl von slaw. kos, Busch, Strauch, s. Bernecker a. a. O. I, 587).

Den Namen des Ortes Maskow (Kr. Köslin) habe ich seinerzeit als Ort an der Grenze erklärt. Diese Erklärung muß fallen gelassen werden. Wie so oft ist auch hier Ableitung aus einem wendischen Personennamen zu suchen. Aehnliche Ortsnamen bringt Fr. Miklosich, Die Ableitung der Ortsnamen aus Personennamen im Slawischen Nr. 188: Maskovice (Böhmen), Maßkowice (Galizien).

Biziker ist früher von mir nach Dr. Mucke als „Bullenpferch" gedeutet worden. Annehmbarer will mir heute, wenn die erste Deutung auch etymologisch möglich ist, die von Prof. Dr. A. Brückner-Berlin vorgeschlagene Erklärung als „Hollunderbusch" erscheinen von bez, 2. Fall bzi, Hollunderbuch, also bzi ker.

Die Familie Bucher und Köslin.

(Schluß.) Von Kurzrock, Konr. i. R.

Bucher verlangte daher bei seiner Rückkehr nach Stolp in einer Volksversammlung, daß keine Steuern bezahlt, etwa schon eingegangene Beträge nicht an die Kreis-Kommunalkasse abgeliefert werden. In Berlin fand 1850 die Gerichtsverhandlung gegen ihn statt. Freimütig bezeichnete er sich von und vor allen Angeklagten als den am schwersten Belasteten. Da man nicht ihn zuerst vernommen, so bezeichnete Bucher das Gerichtsverfahren als ungesetzlich. Es würde ihn dieser Vorwand wohl kaum vor Verurteilung bewahrt haben. Darum zog es der Angeklagte vor, einem leisen Winke seines Verteidigers, des Professors Gneist, zu folgen. Unbekannte, draußen stehende Leute verhalfen ihm zur Flucht nach England. In London weilte er bis 1859 als Journalist. Dem aus dem Exil Heimkehrenden versagte der Minister Lippe den Wiedereintritt in den Justizdienst.

Es sollte so sein. Bucher war zu großen Dingen ausersehen. Der scharfsichtige Bismarck berief ihn 1864 in das Auswärtige Ministerium. So wurde aus dem einstigen Radikalen vom reinsten Wasser der arbeitsfreudige und geschickte Helfer unsers großen Staatsmannes. Keinen passenderen Ausdruck kenne ich für die Stellung Buchers zu Bismarck als den Eugen Wolfs: „Er war die rechte Hand Seiner Durchlaucht." Ein eigenartiges Zusammentreffen. neben dem Riesen an Körper der kleine schmächtige Bucher! Doch zwei Geisteshelden standen hier zusammen, deren Freundschaftsbündnis für unser Vaterland zum Segen sein sollte. So war bei der Ausarbeitung der Bundesverfassung neben Hermann Wagener der geistreiche Lothar der Hauptmitarbeiter. Eine wichtige Mission wurde ihm 1870 übertragen. Bismarck hatte im April in tiefem Geheimnis den Geheimrat Bucher und den Major von Versen nach Spanien geschickt, um dort an Ort und Stelle die Dinge zu prüfen. Und auf Grund dieser Mitteilungen hatte unser Minister dem Erbprinzen zur Annahme des Thrones geraten. Wie sehr Bismarck seinen tüchtigen Mitarbeiter schätzte, geht aus sogenden über Bucher 1873 gesprochenen Worten hervor: „Das ist ein Mann von sehr feinem Takt. Wir waren aus derselben Provinz, er ein wütender Republikaner, ich ein hitziger Junker. Nach mancher Sitzung hätte ich ihn zern erstochen. Aber das ist alles vorbei, auch beim Könige."

Bis zum Wirklichen Geheimen Legationsrat hatte es der einstige Oberlandesgerichts-Referendar gebracht und ist als solcher der treue Gehilfe Bismarcks bis zum Jahre 1886 gewesen. Ein Augenzeuge berichtet uns über seine Persönlichkeit folgendes: Verschlossen und mürrisch saß der kleine Mann neben mir an der Tafel zu Friedrichsruh und führte mit den gichtisch verkrüppelten Fingern Messer und Gabel so ungeschickt, daß die Fürstin sich schließlich seiner annahm und ihm mundgerechte Häppchen zurechtschnitt. Er dankte nur mit einem Blick aus den klugen Auzen, die viel sprechender waren als sein Mund. Das einzige, was ich von ihm gehört, war eigentlich nur eine kurze drastische Klage über das nordische Klima, was den Widerspruch und gutmütigen Spott des Fürsten herausforderte. (Leo von Noort).

Wenn Bismarck etwas nicht wußte, so schlug er in seinem Bucher nach. Das Büchlein wurde er im Bismarckschen Hause genannt. Am 12. Oktober 1892 entriß der Tod in Glion (Schweiz) der arbeitsfreudigen Hand für immer die Feder. Auf dem Friedhof Territet finden wir sein Grab.

Lothar Bucher,

ein Kösliner Kind, der hervorragende Mitarbeiter am Bau des Deutschen Reiches, wird nicht vergessen sein! Erschienen ist von ihm 1882: „Der Parlamentarismus". Mehr schriftstellerisch hervorragend war der zweite Bruder Bruno, am 24. April 1826 in Köslin geboren. Als Kustos am österreichischen Museum für Kunst und Industrie schrieb er folgende Werke: „Die Kunst im Handwerk", „Geschichte der technischen Künste", „Katechismus der Kunstgeschichte", „Reallexikon der Kunstgewerbe", „Mit Gunst" u. a Er hat zur Frau eine Tochter des Oberlandesgerichtsrats Hendeß, des Mitbegründers unserer Liedertafel. 1864 trug man die irdische Hülle des alten Bucher zu Grabe, die Liedertafel sang ihm das Grablied. Wir Kösliner können auf die Familie Bucher stolz sein! Es wäre daher wünschenswert, daß die kaum noch zu entziffernde Grabschrift des Vaters um des berühmten Sohnes willen erhalten bliebe! Auch war früher das Grab mit einer kleinen Buche geschmückt. Möchte auch dieser Schmuck wieder ergänzt werden!

Wie in Wussecken eine blutende Hostie wurde und welches Ende sie nahm!

Die Dorfkirche von Wussecken am Ostende des Jamunder Sees gehört mit zu den ältesten ihrer Art im Kreise Köslin. Das Patronatsrecht über sie übten von jeher die von Bulgrin aus; ein adliges Geschlecht, das sich besonders verdient gemacht hat um die Geschichte des Wachstums der Stadt Köslin und des Nonnenklosters in ihren Mauern. Hier in dem ärmlichen Kirchlein eines Fischerdorfs sollte die erste und — soweit ich sehe — einzige blutende Hostie Pommerns entstehen, die zwar nicht den weltumspannenden Ruf des „heiligen Blutes zu Wilsnack" in der Mark erreichte, aber doch mit den anderen großen Wallfahrtsorten des Herzogtums Pommern, den Marienheiligtümern bei Pollnow, auf dem Revekol bei Schmolsin und besonders der Marienkapelle auf dem Gollen bei Köslin selbst, in einen erfolgreichen Wettbewerb eintrat. Die mittelalterlich-katholische Theorie, daß eine beim Meßopfer geweihte Oblate bei profanierender Berührung mit der Außenwelt oder bei sonstigen Unregelmäßigkeiten die angeblich dem Leibe des Gottessohnes widerfahrene Unbill durch das zeitweilige oder dauernde Auftreten von Blutstropfen anzuzeigen pflege, hatte sich schon in der Mitte des 13. Jahrhunderts im nördlichen Deutschland eingebürgert und mit besonderem Erfolge festgesetzt in Belitz in der Mark Brandenburg. Die Geschichtschronik erzählt über die Entstehung des dortigen „Wunderbluts" folgende unglaublich glaubhafte Mär: Die bösen christusfeindlichen Juden am Ort hätten durch große Geldversprechungen endlich eine christliche Magd dazu zu bewegen vermocht, daß sie einmal beim Genuß des Abendmahls die Oblate heimlich aus ihrem Munde nahm und den Juden auslieferte. Diese, in ihrem niedrigen Haß, martern den angeblichen wahren Leib Christi nach der Weise ihrer Vorväter durch Schneiden und Stechen. Da, wie zur Strafe, läßt Gott ein Wunder geschehen: aus den Stich- und Schnittwunden strömt natürliches, rotes Blut. Entsetzt lassen die Juden von ihrem Zerstörungswerk ab und bringen schließlich die Hostie der Magd zurück. Diese verbirgt das entweihte Heiligtum in erwachender Gewissensangst auf dem Boden des Hauses unterm Dach. Allein, es hilft ihr nichts: Die Hostie verrät sich selbst! In der Nacht werden die Wächter darauf aufmerksam, daß sich fortwährend Lichter und Flämmchen an einer Stelle auf dem Dach jenes Hauses blicken lassen. In der Meinung, ein ausbrechendes Feuer verhüten zu müssen, schlagen sie Lärm und gehen der Sache auf den Grund. So wurde die blutende Hostie gefunden. Die Magd in ihrer Seelenangst legte ein umfassendes Geständnis ab, desgleichen auch die unter der Folter befragten Juden. Hierauf wurden die Juden mitsamt der christlichen Magd vor der Stadt auf einem Berge verbrannt, wovon jener Berg forthin den Namen „Judenberg" erhielt. Die Wunderhostie wurde in der Kirche zur Schau gestellt und lockte bald große Scharen Wallfahrer an, denen daraufhin Ablaß auf Monate und Jahre zugesprochen wurde. Das geschah im Jahre 1247. Gegen Ende des Mittelalters erreichte bekanntlich der Aberglaube und Wunderglaube des Volkes einerseits und die diesen Umstand klug ausnutzende Gewissenlosigkeit der damaligen katholischen Kirche ihren Höhepunkt. So finden wir auch, daß gegen Ende des 14. Jahrhunderts die Wallfahrtsorte mit ihren wundertätigen Heiligenbildern, blutenden

Ackerbau und Ernte einst und jetzt.

Eine blaue Rauchwolke steigt kerzengerade wie eine Opfersäule in den klaren Herbsttag — Kartoffelfeuer! Das dürre Kartoffelkraut wird verbrannt. Es ist vom Standpunkt der modernen Landwirtschaft aus nützlich zur Schädlingsvertilgung. Aber ob es wohl dies allein ist? Vielleicht geistert hinter dem Kartoffelfeuer auch noch ein heiliger alter Erntebrauch der heidnischen Germanen. So wie man die letzten Roggenähren des Feldes als „Wodelbusch" (Wodansbusch) stehen, die letzte Garbe für Wodans Pferd auf dem Felde liegen ließ, so hat man auch wohl Opferfeuer angezündet. Allerdings, dürres Kartoffelkraut verbrannten unsere heidnischen Vorfahren nicht, denn die Kartoffel ist eine Frucht, die erst unserer Zeit bekannt ist, von der die Alten nichts wußten, wie von vielen, man darf wohl sagen, den meisten unserer heutigen Feldfrüchte.

Wie vielseitig im Verhältnis zu unseren Vorfahren sind wir in Bezug auf Ackerbau geworden. Ein sprechender Beweis dafür waren die Ackerbreiten zwischen der Danzigerstraße und Gohrbander Chaussee. Jetzt ist ja alles abgeerntet, nur die letzten Rüben stehen noch, und von den Kartoffeln, die mit die letzte Frucht des Jahres sind, verbrennt man bereits das trockene Kraut. Aber während des Sommers war dieses Feldstück ein anschaulicher Bilderbogen für den Ackerbau von heute; Weizen und Gerste, Roggen, Hafer und Klee, Kartoffeln, Zuckerrüben und Wruken, sogar ein Streifen gelbblühender Raps standen fein säuberlich nebeneinander. Abwechslungsreich für das Auge des Beschauers, verschieden in seiner Verwendungsart, aber durchweg nützlich für die Menschheit. — Bei unseren Alten sah es nicht so abwechslungsvoll aus. Die bauten nur ihren „Emmer" (Weizen) fürs tägliche Brot und Gerste für einen recht trinkbaren „Met". Die Gerste hatte sogar die ältere und heiligere Stellung. Daneben wurde in kleinen Ausmaßen auch wohl Hirse und die stets etwas unheimliche Bohne angebaut, und damit war die Auswahl im Ackerbau erschöpft.

In langen Jahrhunderten hat der schaffende und denkende Mensch durch unermüdliche Kreuzungs- und Züchtungsversuche neue Fruchtarten geschaffen und eingeführt. Die alten mettrinkenden und gerstebauenden Germanen würden ihr helles Wunder erleben, wenn sie heute das sehen würden, was wir Ackerbau nennen. — Doch eins ist bis auf den heutigen Tag dasselbe geblieben: Die Heiligkeit der Ernte. Ob die Germanen ihren „Emmer" damals mit einer Sichel in halber Halmhöhe abschnitten und die Körner aus den Aehren durch Rinder auf der Tenne austreten ließen, oder ob der Gutsherr heute seine Roggenfelder mit der Maschine schneiden und mit dem Motor dreschen läßt — immer ist es etwas Heiliges um die Ernte gewesen. Jeder, der die Sense an das Korn legt, weiß, daß nur glückliche Gnade sein Tun zu Ende führen kann, daß höhere Gewalten ihn umlauern. Bei unseren Vorfahren ruhte zur Zeit der Ernte fast alles alltägliche Geschehen. Kein Gericht wurde gehalten, keine Hochzeit. Die Ernte war ein eigener Festabschnitt des Jahres. Auch nicht jeder Wochentag war für den Beginn der Ernte geeignet. Als besondere Glückstage galten Dienstag und Freitag, während Montag und Sonntag streng verpönt waren. —

Heute ist vieles vergessen und unsere Zeit hat wenig Raum für sinnierende Betrachtungen. Die Menschen haben sich geändert, aber die Ernte bleibt trotzdem heilig, sie ist immer noch das Beste unseres Volkes.

Eva Wisser.

Hostien und Blutstropfen weinenden Marienbildern allenthalben in deutschen, welschen und slawischen Ländern wie Pilze hervorschießen. In dieser Zeit entstand auch Wusseckens Berühmtheit. Etwa zehn Jahre vorher, 1383, war erst im märkischen Wilsnack der Grund zu einem ähnlichen Unternehmen gelegt worden, und mit dem Erfolge, daß in wenigen Jahrzehnten bereits Wege aus ganz Europa nach dem entlegenen Waldort inmitten der unwirtlichen Priegnitz führten. Die blutige Hostie von Wilsnack verdankte ihren Ruf einem großen Brande, der in dem genannten Jahr die Pfarrkirche vollkommen eingeäschert hatte. Acht Tage nach dem Unglück will man dann bei den Abräumungsarbeiten die drei vor dem Brande noch vom Prieser konsekrierten Hostien unversehrt in ihren Behältern (Monstranzen) befindlich und auf dem Altare stehend gefunden haben. Alsbald bemerkte man dann auch aus den Hostien das Mirakel der hervorquellenden Blutstropfen.

So in Wilsnack. In anderer Weise wieder soll es in unserem Wussecken zum Wunder der blutenden Hostie gekommen sein. Gerade über Wussekken liegt ein ausführlicher und in seinen Einzelheiten recht interessanter Bericht vor. Es war zu Anfang der neunziger Jahre des 14. Jahrhunderts, in der Regierungszeit des Kamminer Bischofs Nikolaus Buck (oder Bock; 1392—95), als jener eigenartige Vorfall in der Dorfkirche zu Wussecken eintrat, der von so weittragender Bedeutung werden und den kleinen Flecken am Jamunder See über ein Jahrhundert lang zum weitbekannten Wallfahrtsort machen sollte. Der Suffragan des Bischofs war auf einer Visitationsreise auch nach Wussecken gekommen. Ein Umstand, der geeignet war, die denkbar größte Zahl Andächtiger und Neugieriger aus allen Ständen und Berufen in dem kleinen dörflich schlichten Kirchenschiff zu vereinigen. Der hohe geistliche Herr zelebrierte die heilige Messe des Hochamts in eigenster Person. Bis dicht an die Stufen des Altars staute sich die buntgewürfelte Menschenmenge und verharrte regungslos wie eine erstarrte Meereswelle, die Blicke gespannt auf den Priester gerichtet und alle seine unverständlich weihevollen Bewegungen und Worte mit steigernder Aufmerksamkeit verfolgend. Der Höhepunkt der katholischen Meßfeier war vorüber: Der Suffragan hatte die goldene, blinkende Monstranz mit der geweihten Hostie unter feierlicher Anrufung erhoben, allen zum deutlichen Zeichen, daß die hochheilige Verwandlung der Oblate in den wirklichen Leib des gekreuzigten Herrn vollzogen war. Wie eine einstürzende Mauer warf sich das anwesende Volk in die Knie und alles neigte das Haupt zu stummer oder gemurmelter Anbetung. Jetzt kam aber Bewegung in die sich wieder aufrichtende Menge: alles drängte vor, um möglichst bald in die vorderste Reihe zu kommen, wo nun das Abendmahl in einerlei Gestalt, d. h. die Hostien vom Zinnteller des Priesters an die Kommunikanten zur Verteilung kamen. Jeder wollte möglichst bald drankommen; und die bereits in der vorletzten Reihe Stehenden wurden ungeduldig, wenn ihre Vordermänner nach ihrer Meinung zu lange den begehrten Platz einnahmen. Selbst Rang und Würde schienen hier nicht mehr maßgebend zu sein, sondern nur Gewandtheit und Ellbogenkraft. War es doch nicht alltäglich, von einem Suffragan des Bischofs den Leib des Herrn ausgeteilt zu bekommen. So dachte auch das Weib eines Schweinehirten, als es, rasch die Gelegenheit wahrnehmend, wo vor ihr die erste Stelle frei wurde, sich in die Lüke schob, der Edelfrau neben ihr nicht achtend, die die gleiche Absicht gehabt hatte. Das verdroß die letztere nicht wenig und es entspann sich so etwas wie ein Handgemenge, wobei es der Edelfrau gelang, sich noch vor die Frau aus dem Volke zu schieben. Hierbei hatte sie aber des herantretenden Priesters nicht mehr geachtet und stieß durch eine heftige Wendung dem Darreichenden die kostbare Oblate aus der Hand. Dieser Vorfall mußte nach den damaligen Begriffen und Vorstellungen geeignet sein, die allergrößten Erschütterungen auf die Gemüter hervorzurufen. So wird es auch das Nächste gewesen sein, daß die zu Tode erschrockene Edelfrau in die Knie gesunken war, sei es nun, um im Gebet die Barmherzigkeit des Himmels für sich zu erbitten, sei es auch nur — was sich ja auch denken ließe —, um die hingefallene Hostie möglichst schnell vom Boden aufzuheben und sie vor dem Zertretenwerden zu schützen. Auch der lutherische Chronikschreiber hat schon in der ersten Weise an der ursprünglichen Erzählung Kritik geübt, die in übertriebener und wundersüchtiger Manier „dem Pöbel den Aberglauben und das Pfaffengedicht vorgebracht" hätte, als hätte sich der gestampfte Lehmboden der Kirche aufgetan und hätte die Verbrecherin an Gottes Leib „bis an die Knie" hinabgezogen und hätte sie sich nur durch ein Stoßgebet, in dem sie ein Gelübde ablegte, aus dieser peinlichen Lage befreien können. Im Gelübde hätte sie aber versprochen, eine Pilgerfahrt nach Rom zu machen, um für ihre Sünde zu büßen. Auf der Reise nach Rom soll sie gestorben sein. Bezeichnend nun für das damalige Empfinden des Volkes und seiner klerikalen Führer ist, daß ihr Mitleid rasch mit der armen reumütigen Edelfrau fertig zu werden wußte, nicht so aber mit der durch menschliche Unvorsicht zu Boden gefallenen Hostie. Hierin gipfelt ja die alte legendäre Erzählung, darauf richtet sie ihr Augenmerk: wie „das Göttliche" diesen Zwischenfall aufgenommen hätte. Und so soll nun der Suffragan die Hostie aufgehoben und erklärt haben, sie sei blutig gewesen. Er setzte sie in eine Monstranz und dort verblieb sie nun als sonderbares Heiligtum mit einer sonderbaren Vorgeschichte. Diese Monstranz wurde nun nicht mehr bei der gewöhnlichen Messe verwendet, sondern bloß einmal im Jahr, am Fronleichnamstag, in der feierlichen Prozession. Aber das Gerücht von dieser Geschichte und der blutenden Hostie hatte zur Folge, daß Wussecken ein berühmter Wallfahrtsort wurde. Das Kirchlein konnte von den einkommenden Opfergeldern und frommen Stiftungen völlig umgebaut und vergrößert werden; es erhielt auch einen stattlichen Turm.

Ein Ende hat das Wallfahrten nach Wussecken erst im Jahre 1534 genommen. Als schon zwei Jahre der Lübecker Prediger Nikolaus Klein in Köslin gewirkt hatte, dessen erster und grundlegender Reformator er geworden war. Sein Mitarbeiter und baldiger Nachfolger an der Marienkirche ließ es sich besonders angelegen sein, auch in die umliegenden Dörfer und Ortschaften Gottes unverfälschte Wort' und Luthers Lehr' hinaustragen zu lassen, er hoffte, dadurch am ehesten den noch immer hartnäkkig seitens des katholischen Rats und der Patrizierschaft geleisteten Widerstand zu brechen. In Wussecken wirkte sehr segensreich im Sinne Luthers der Prediger Otto Slutow. Dieser Mann (etwas Näheres wird wohl kaum über seine Person zu erfahren sein?!) schien auch dazu berufen zu sein, dem Aberglauben mit der Wunderhostie ein rasches Ende zu bereiten. Daniel Cramer in seiner „Großen Kirchenhistorie Pommerns" (1628) berichtet darüber (im 32. Kap. des 3. Buches), wie er „zu Wussekken allein in die Kirchen gangen, vnd hat die Hostie auß dem Sakramentshäußlein genommen vnd dergestalt den Sohn Gottes im Gebet angeredet: „O Jesu Christ, du Sohn Gottes, weil du vns deinen Leib vnd Blut im Brodt vndt Wein zuessen vnd zutrinken nachgelassen hast, zu vergebung vnser Sünde, vnd deiner Wolthaten dabey zugedenken, vnd nicht dazu, daß man Abgötterey dadurch stiffte oder zu andere Mißbräuche. Auf dein Befehl, so es dein Leib were, wil ichs essen, daß hinfüro Mißbrauch abgeschafft werde, an diesem Orth. Ist es aber nur schlecht Brodt, wil ichs, wie ander Brodt, mit dem Gebet vnd Danksagung zu mir nehmen." Nimpt es also vnd isset es auff." Später sei es, erzählt Cramer weiter, dem Patrone von Wussecken, dem Ritter von Bulgrin zu Ohren gekommen, daß das alte Heiligtum aus der Monstranz im Altarschrein verschwunden sei. Slutow gab ihm einen umfassenden Bericht von seiner heldenhaften Vernichtungstat; „vnd damit hat die Wussekische Walfahrt auch ein Ende genommen!" —

Joachim v. Malm-Casnevitz.

Heimatbücherei.

Sprachschulungsheft, zugleich Ergänzungssprachheft zur Bekämpfung der Sprachfehler im Anschluß an die heimatliche Mundart nebst einem Anhang: Flurnamen der Heimat. Von Oberregierungsrat und Schulrat Berns und Rektor Kramp. Rügenwalde, A. Mewes. 1928. 84 S. 8. kart. 0,85 Mark.

Das Büchlein ist, wie die Verfasser schreiben, in engster Fühlungnahme mit den Schülern entstanden und hat sich als Ziel gesetzt „die sichere Beherrschung der mannigfaltigen und schönen Formen der neuhochdeutschen Schriftsprache", deren Erlernung für einen großen Teil der Kinder, die als Heimatsprache das Niederdeutsche sprechen, nicht immer leicht ist. Dieses Ziel wird erreicht durch steten Hinweis auf die Herkunft der Fehler, durch Gegenüberstellung der niederdeutschen und schrifthochdeutschen Sprachformen und Ausdrucksweise und schließlich durch den Hinweis darauf, daß die Sprache etwas Lebendiges ist und im Laufe der Zeiten eine Entwicklung durchmacht, Wörter absterben oder in ihrer Bedeutung sich wandeln und neue entstehen. Insbesondere ist auch auf die sprachschöpferische Kraft der Mundart gelegentlich hingewiesen. Den Volkskundler wird ein köstliches Verzeichnis von Wörtern interessieren, „die nicht als Sprachfehler anzusehen, aber im Schriftdeutschen zu vermeiden sind". (z. B. Appeldwatsch, backen (kleben), belämmert, Dusseltier, Flabbe, Koddern, vertobacken usw.). Ein Anhang bringt in gedrängter Kürze Flurnamen der Heimat und ihre Grundwörter. Das Büchlein dürfte neben dem Volksschullehrer und Schüler auch jeden interessieren, der seine deutsche Sprache liebt und nachdenkt über den Unterschied zwischen gesprochenem Wort in der heimatlichen Mundart und dem Schrifthochdeutschen. S.

Zuwendungen für das Kösliner Heimatmuseum.

48. „Denkwürdigkeiten der drey Belagerungen Kolbergs durch die Russen in den Jahren 1758, 1760 und 1761. Frankfurt 1763." Verfasser nicht genannt. Lederband, 400 Seiten. Von Herrn Otto Schlutius, Köslin, Karkutschstift.

49. Eine halbe Metze aus Eichenholz, mit Aichstempel „Coeslin 1816", von Frau Schuhmachermeister Ott, Köslin, Mühlentorstraße.

50.—57. Ein Paar Brautpantoffeln aus weißem Leder von 1797, getragen von Frau Sophie Elisabeth Sturm, geb. Michaelis. — Ein reich besticktes Konfirmandentaschentuch von Pauline Sturm (Tochter der vorigen). — Ein reichgestickter Pompadour von Pauline Sturm. — Eine Näh- und Stickschraube aus Mahagoniholz. — Eine alte Geldkassette mit Vorhängeschloß aus Messingblech. — Ein historisch-geographischer Kalender auf das Gemeinjahr 1821 für die Königl. Preußischen Provinzen Brandenburg, Pommern und Sachsen, herausgegeben von der Königl. Preußischen Kalenderdeputation. — Ein Spottgedicht und eine Spottpredigt auf Napoleon I. (Handschrift aus dem Jahre 1812). — Ein Quartierzettel des französischen Kommandanten Köslin vom 30. 10. 1807. — Ein Schiffsbrief auf Pergament für das Gallioth-Schiff „Louisa-Friederica" des Schiffers Johann Ahrens (Schiffseigner A. Ph. Gumm), Rügenwalde, vom 22. 1. 1756. Von Frau Ziemer geb. Vanselow — Sturm — Köslin.

58. u. 59. Ein Stammbuch des Frl. Mathilde Gneist, 1827, Schwester des bekannten Staatsrechtslehrers Rudolf von Gneist, Berlin, und später Gattin des Pastors Meibauer in Cordeshagen, mit vielen Eintragungen aus der Kösliner Gegend. — Ein handgeschriebenes und handgezeichnetes Andachtsbuch in Leder gebunden: „Morgen- und Abendopfer"; von einem zur Zeit der Reaktion in Haft befindlichen Burschenschafter F. Krause während seiner Haftzeit geschrieben und Frau Appellationsgerichtsrat Gneist (Mutter der Vorgenannten) zugeeignet. Beide Bücher von Herrn Rechtsanwalt: Meibauer, Köslin.

60.—62. Geschichte des Infanterie-Regiments von der Goltz (7. Pommersches) Nr. 54. 1. Band Berlin 1895. — Bild des Denkmals der 6. Inf.-Brigade (Inf.-Regt. 14 und 54) auf der Höhe von St. Hubert (südlich der Straße von Gravelotte—Metz); es wurde am 30. 9. 1872 enthüllt. — Altes Bild der Stadt Köslin aus den 60- bis 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts. Von Herrn Major a. D. Bibliotheksrat Dr. Transfeldt, Berlin-Wilmersdorf.

Allen Spendern sei nochmals herzlichst gedankt. Wer bringt weitere Spenden? Wo bleibt insbesondere die Bevölkerung unseres Landkreises? — Die Annahmestelle befindet sich in Köslin, Markt 15 (Raiffeisenbank). Dr. Schulz.